

Peter Weingart

Ist das Wissenschafts-Ethos noch zu retten?

Mertons Verhaltensregeln und die veränderten Bedingungen der
Wissensproduktion

Aufgeschreckt durch einen eklatanten Betrugsfall in der Forschung, hat die Deutsche Forschungsgemeinschaft (DFG) 1997 einen ›Ehrenkodex‹ für die Wissenschaft verkündet. Darin wurden u. a. Plagiat und Fälschung von Daten als Tatbestände wissenschaftlichen Fehlverhaltens identifiziert und Gutachter zur Offenlegung möglicher Befangenheit verpflichtet. In ähnlicher Form hat auch die Max-Planck-Gesellschaft einen Katalog von Fehlverhaltensweisen festgeschrieben. Dies sind äußere Anzeichen dafür, daß die Wissenschaft offensichtlich von einer Reihe von Verhaltensregeln bestimmt wird, deren Verletzung oder Nichtbeachtung soziale Sanktionen zur Folge hat. Daß es einer Bekräftigung durch die zwei führenden Wissenschaftsorganisationen Deutschlands bedarf und in den USA zu diesem Zweck sogar eine Regierungsbehörde gegründet worden ist, darin läßt sich überdies ein Indiz dafür sehen, daß die Gesellschaft als ganze offenbar ein Interesse an der Einhaltung der Regeln hat (oder zumindest DFG und MPG unterstellen, daß dies so ist). Die Regeln selbst erscheinen selbstverständlich, ohne daß jedem bewußt wäre, warum es gerade diese sind und keine anderen.

Betrug und Ehrenkodex

Warum sollten Wissenschaftler ihre Daten nicht beschönigen, wie es in den Medien oder der Werbebranche üblich ist und – z. B. gegenüber letzterer – von der Öffentlichkeit auch vorausgesetzt wird? Warum sollte ein Gutachter Befangenheit erklären, wenn er einen befreundeten Kollegen befördern oder einen ungeliebten Konkurrenten effektiver ausschalten könnte, wo dies in anderen Geschäftsbeziehungen nicht unüblich ist? Warum sollte ein Forscher nicht erfolgreiche Ideen seiner Kollegen kopieren, ohne ihre Urheber zu nennen, wenn dies in marktorientierten Handlungsbereichen ein möglicher Weg zum Profit ist?

Der Grund für die offenkundige Andersartigkeit der Wissenschaft als soziales System von der Politik, der Wirtschaft und den Medien besteht in der Art ihres Produkts und den Bedingungen, unter denen es hergestellt wird. An die in den Ethikkodizes festgeschriebenen Regeln binden sich Vorstellungen von der Verlässlichkeit des Wissens, das durch die Wissenschaft produziert wird, kurz: von *Objektivität* des Wissens, wie es im allgemeinen Selbstverständnis der Wissenschaft (ungeachtet postmoderner philosophischer Einwände) noch immer gilt.

Ausgerechnet zu einem Zeitpunkt, da die Medien voll von Geschichten über den vermeintlich für die Wissenschaft geradezu endemischen Betrug sind, greifen die zentralen Wissenschaftsorganisationen auf ein eher vergessen geglaubtes Konzept des *Ethos* der Wissenschaft zurück. Tatsächlich handelt es sich um eine ebenso verständliche wie angemessene Reaktion auf eine drohende Gefahr für die Wissenschaft, die jene selbst erzeugt hat, und die ihr sowohl von innen als auch von außen erwächst. Ob diese Reaktion letztlich erfolgreich sein wird, ist abzuwarten. Das wird vor allem davon abhängen, ob die Kodifizierungen eines *Ethos* der Wissenschaft überhaupt noch eine Bindungswirkung erlangen können, oder ob nicht vielmehr die Formen des Fehlverhaltens und der Verstöße gegen das Ethos, die diese Kodifizierungen zu allererst hervorgerufen haben, auf systematische Ursachen, auf fundamentale Veränderungen im Wissenschaftssystem selbst zurückgehen. Wenn, wie ich glaube, letzteres zutrifft, dann gilt auch, daß die öffentliche Selbstreflexion der Wissenschaft in Gestalt der Verhaltenskodizes zuerst ein Indiz ihrer Krise, nicht jedoch ein geeignetes Mittel zu deren Überwindung ist.

*Vielleicht sind Verhaltenskodizes ein Indiz für die
Krise der Wissenschaft, nicht jedoch ein geeignetes Mittel
zu deren Überwindung.*



Die Elemente des Ethos der Wissenschaft sind keine spitzfindigen Erfindungen eines Sozialwissenschaftlers, sondern Verdichtungen von Verhaltensmustern, die sich allmählich herausgebildet und als funktional (...) erwiesen haben.

Das Ethos der Wissenschaft

Damit stellt sich die Frage nach der ›Realität‹ des *wissenschaftlichen Ethos* am Ende des 20. Jahrhunderts. *Wissenschaftliches Ethos* meint jene Verhaltensmuster und impliziten Regeln, deren historischer Ursprung auf die Gründungsgeschichte der englischen und französischen Akademien im 17. Jahrhundert zurückgeht und für die sich ungeachtet aller Veränderungen im Detail eine beachtenswerte Kontinuität über einen Zeitraum von mehr als drei Jahrhunderten feststellen läßt. Die Formulierung des Ethos durch den amerikanischen Wissenschaftssoziologen Robert K. Merton ist letztlich eine ›Verdichtung‹ der über diesen Zeitraum entstandenen Verhaltensregeln zu einem Satz institutioneller Imperative oder Normen. Das Ethos ist, in seinen Worten, »der gefühlsmäßig abgestimmte Komplex von Werten und Normen, der für den Wissenschaftler als bindend betrachtet wird. Die Normen werden in der Form von Vorschriften, Verboten, Präferenzen und Genehmigungen ausgedrückt. Sie sind im Sinne von institutionellen Werten legitimiert. Diese Imperative, durch Lehre und Beispiel vermittelt und durch Sanktionen verstärkt, werden in unterschiedlichem Maße von Wissenschaftlern internalisiert und prägen somit sein wissenschaftliches Bewußtsein (...) sein Über-Ich« (Merton 1957).

Das Ethos ist (bzw. muß man jetzt sagen: war) nirgendwo kodifiziert, aber es kann, wie Merton sagt, aus dem moralischen Konsens der Wissenschaftler geschlossen werden, der sich in unzähligen Schriften über den Geist der Wissenschaft und in der moralischen Entrüstung über die Verstöße gegen die Normen niederschlägt. In seiner Definition der *institutionellen Imperative* finden sich alle Elemente der sozialen Verhaltenskomplexe wieder, die in Ansätzen im 17. Jahrhundert entstanden und in der Folgezeit weiterentwickelt wurden:

- *Universalismus* ist die »Vorschrift, daß Wahrheitsansprüche unabhängig von ihrem Ursprung *vorgängig gebildeten unpersönlichen Kriterien* unterworfen werden müssen: Übereinstimmung mit Beobachtung und mit bereits bestätigtem Wissen. Die Annahme oder Ablehnung der Ansprüche hängt nicht von personalen oder sozialen Eigenschaften ihrer Protagonisten ab; seine Rasse, Nationalität, Religion, Klassenzugehörigkeit oder persönlichen Qualitäten sind als solche irrelevant«.

Kommunismus bedeutet, daß die »materiellen Ergebnisse der Wissenschaft (...) ein Produkt sozialer Zusammenarbeit sind) und (...) der Gemeinschaft zugeschrieben« werden. Der Anspruch des Wissenschaftlers auf sein ›intellektuelles

Eigentum« beschränkt sich auf die Anerkennung und Wertschätzung, die (...) in etwa mit der Bedeutung dessen übereinstimmt, was in den allgemeinen Fonds des Wissens eingebracht worden ist.«

- *Uneigennützigkeit* hat weder mit besonderen Motiven der Wissenschaftler noch mit einer besonderen moralischen Integrität zu tun. Sie ist ein »grundlegendes institutionelles Element«, das seine »Grundlage im öffentlichen und überprüfbaren Charakter der Wissenschaft« hat und die Integrität von Wissenschaftlern dadurch begründet, daß in der Konkurrenz zu anderen Verlockungen widerstanden wird, unerlaubte Mittel zum eigenen Vorteil einzusetzen. Die Geltung dieser Norm läßt sich Merton zufolge an dem »fast völligen Fehlen von Betrug in den Annalen der Wissenschaft« (sic!) festmachen.

- *Organisierter Skeptizismus* ist »sowohl ein methodologisches wie auch ein institutionelles Mandat. Die Zurückhaltung des endgültigen Urteils bis ›die Fakten zur Hand sind‹ und die unvoreingenommene Prüfung von Glaubenshaltungen und Überzeugungen aufgrund empirischer und logischer Kriterien...«.

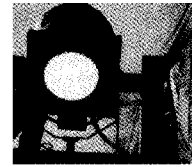
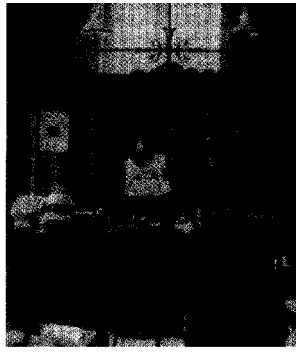
Die Elemente dieses *Ethos* der Wissenschaft sind nicht spitzfindige Erfindungen eines Sozialwissenschaftlers, sondern sie lassen sich als Verdichtungen von Verhaltensmustern rekonstruieren, die sich allmählich herausgebildet und als funktional für die Produktion *gesicherten* Wissens erwiesen haben. Die *Öffentlichkeit* des Wissens, die Publizitätspflicht, die Demonstrierbarkeit von Tatsachenbehauptungen, richten sich ebenso gegen die Magie wie gegen die ungeprüfte Übernahme von Dogmen oder die Behauptung, über Geheimwissen zu verfügen. *Universalität* des Wissens ist ein Prinzip, das u. a. die sozialen Unterschiede und Machtgefälle im Hinblick auf Wissensbehauptungen einebnet: die Trennung der Person, ihrer Motive, Leidenschaften und Interessen, auch ihrer Ehre und ihres sozialen Status, von ihren Wissensbehauptungen. Damit eng verbunden ist das Prinzip der Unvoreingenommenheit bzw. der *Desinteressiertheit*, das die zentrale Voraussetzung der *gemeinschaftlichen* Produktion von Wissen ist und allererst ›*Objektivität*‹ im Sinne eines allgemeinen Konsens konstituiert. Sie ermöglicht auch die Generalisierbarkeit des Vertrauens und dessen Übertragung von Personen auf Institutionen und Verfahren. Desinteressiertheit und Unparteilichkeit etablieren sich zugleich als Gegenwerte zu Vorstellungen von Parteilichkeit und Moralität in der Politik. Die Spannung zwischen beiden Werten schlägt sich nach wie vor in der Gegenüberstellung unparteilicher,

›objektivi-
keit und
deln ist
lich und
funktion
– Kennz
lität und
ersetzt (

Das I
für die P
wichtige
Gesellsch
Wissensch
Gesellsch
ausschlie
besonder
das öffent
kontrolle
Ethos. D
Wissensch
begierig a
sation sig
Privileg i

Es stel
wissensch
fik der Ins
ist, die Au
Wissensch
anders gef
gen jener
lern sozial
die Steuer

Gegenkräft
Mertons E
mit Verwe
halten, wie
dem Ethos
um eine ad
delt. Man v
keit von M
genen histo
›Ethos‹ beg
senschaftler
sich nicht a
in verschied
tischen Ana



›objektiver‹ Expertise und spezifisch politischer Parteilichkeit und persönlichem Charisma nieder: Politisches Handeln ist demnach inhärent nicht-funktional, nicht-öffentlich und parteilich; die Rolle von Experten in der Politik ist funktional, öffentlich und unparteilich. Tendenziell werden – Kennzeichen der Moderne – auch in der Politik Moralität und Persönlichkeit durch Kompetenz und Fähigkeit ersetzt (Ezrahi 1990).

Das Ethos der Wissenschaft hat, neben der Funktion für die Produktion gesicherten Wissens, eine überragend wichtige Funktion für das Verhältnis der Wissenschaft zur Gesellschaft, d. h. für ihre Legitimität. Die (akademische) Wissenschaft ist die einzige Professionsgruppe, die von der Gesellschaft finanziert wird und sich zugleich so gut wie ausschließlich selbst kontrolliert. Daraus ergibt sich ein besonderer Legitimationsbedarf, der in erster Linie durch das öffentliche Vertrauen in die Mechanismen ihrer Selbstkontrolle gedeckt wird, eben in die Funktionsweise des Ethos. Die verstärkte Aufmerksamkeit für Betrug in der Wissenschaft ist kein Zufall. Die Medien greifen das Thema begierig auf, weil die Verletzung des Vertrauens eine Sensation signalisiert, die Sensation nämlich, daß das letzte Privileg in der Massendemokratie fällt.

Es stellt sich die Frage, ob Mertons Formulierung des wissenschaftlichen Ethos als eine Beschreibung der Spezifik der Institution der akademischen Wissenschaft geeignet ist, die Auswirkungen struktureller Veränderungen der Wissenschaft gleichsam seismographisch zu erfassen. Oder anders gefragt: sind Abweichungen vom Ethos als Störungen jener Mechanismen zu werten, die von Wissenschaftlern sozial gesichertes Wissen gewährleisten, und zwar über die Steuerung des Verhaltens?

Gegenkräfte

Mertons Ethos ist vielfach kritisiert worden, insbesondere mit Verweis darauf, daß sich Wissenschaftler nicht so verhalten, wie es das Ethos ihnen abverlangt, daß es sich bei dem Ethos um die Ideologie der Wissenschaft und nicht um eine adäquate Beschreibung ihrer Funktionsweise handelt. Man wird jedoch kaum die Tragweite und Fruchtbarkeit von Mertons Verdichtung der verstreuten und heterogenen historischen und soziologischen Evidenzen zum ›Ethos‹ begreifen, wenn man konkretes Verhalten von Wissenschaftlern beobachtet, um sodann festzustellen, daß es sich nicht an die ›Normen‹ hält. Merton hat auf derlei Kritik in verschiedener Weise reagiert, so u. a. in einer systematischen Analyse des erheblich verschärften Konkurrenz-

kampfs in der Wissenschaft, in der er auf die Veröffentlichung von James D. Watsons ›Double Helix‹ reagiert. Hier geht er auf die Veränderungen in der Wissenschaft ein und attestiert der Auffassung eine ›gewisse Plausibilität‹, daß sich die Moral der Wissenschaft und das Verhalten der Wissenschaftler in der jüngsten Vergangenheit geändert haben müßten, da alle »grundlegenden demographischen, sozialen, ökonomischen, politischen und organisatorischen Parameter der Wissenschaft dramatisch neue Werte angenommen haben«. Jeder Soziologe, so Merton, würde geneigt sein festzustellen, daß es unter diesen veränderten Bedingungen ein neues Ethos der Wissenschaft, einen neuen Satz von Werten und institutionell geprägten Motiven geben müsse. Er führte (vor fünfundzwanzig Jahren!) die inzwischen allseits beschworenen Phänomene an: die frühe Veröffentlichung von Ergebnissen und Modellen, bevor die Theorie bestätigt ist, auf Kosten von vorsichtigeren Konkurrenten; die intensiviertere Rivalität aufgrund erhöhter Spezialisierung und den damit scheinbar einhergehenden Zynismus; die Amoralität und die Desillusionierung der Wissenschaftler. Aber, so fragt Merton, ist die intensive Konkurrenz um Entdeckung wirklich in signifikanter Weise spezifisch für die neue Ära der Wissenschaft? Seine Antwort: Behauptungen dieser Art fehlt die historische Perspektive, andernfalls würden sie die Parallelen zu früheren Episoden sehen. An der Sorge um frühe Veröffentlichung zur Sicherung der Priorität habe sich nichts geändert. Die öffentliche Diskussion um Watsons Buch verweise vielmehr auf ein ›instruktives Paradoxon‹: die Aufmerksamkeit für die im Vergleich zu den entsprechenden Auseinandersetzungen zwischen den Wissenschaftlern des 17. Jahrhunderts moderate Darstellung des Prioritätenkampfes sei vielmehr ein Beleg für die ›anspruchsvollere‹ öffentliche Geltung und die eher stärkere Verbindlichkeit des Ethos. In der Diskussion selbst sieht er die Bestätigung und nicht etwa die Widerlegung der in die Institution der Wissenschaft eingebauten Ambivalenz, die Sorge, daß ein Übermaß an externen Belohnungen – Ruhm, Geld, Position – das ursprüngliche Motiv, die Erweiterung des Wissens, ersetzen kann.

Merton hatte seine Formulierung des wissenschaftlichen Ethos unter dem Eindruck der faschistischen und totalitären Bedrohung der Wissenschaft verfaßt. Diese Bedrohung hat sich in der Rückschau als nicht so dramatisch herausgestellt, wie er sie interpretiert hat. Es fragt sich ohnehin, ob die systematischen Ursachen der Krise, wenn es sich denn um eine solche handelt, *außerhalb* der Wissen-

Es fragt sich ohnehin, ob die systematischen Ursachen der Krise, wenn es sich denn um eine solche handelt, außerhalb der Wissenschaft zu suchen sind oder innerhalb der Wissenschaft von ihr selbst erzeugt werden.

